Mitteilungen

aus dem

Aussätzigen-Asyl

in

Jerusalem.



Als wir den Jahresbericht vom Jahre 1894 über die Arbeit an den Aussätzigen in Jerusalem im Mai d. J. veröffentlichten, mussten wir dies thun, ohne den besonderen Bericht des Lokalkomitees des Aussätzigen-Asyls beifügen zu können. Wir erlauben uns, dies jetzt nachzuholen. Unterdessen ist der langjährige Vorsitzende dieses Komitees, Herr C. Schlicht, Pastor der deutschen evangelischen Gemeinde in Jerusalem, aus seinem Amt geschieden und in die Heimat zurückgekehrt. Wir sprechen ihm auch an dieser Stelle unsern herzlichen Dank für seine treue Fürsorge aus, die er dem Asyl zugewendet hat, und die unser reicher Herr ihm lohnen wolle. Sein Nachfolger, Herr Pastor Hoppe, ist am 9. Oktober in Berlin abgeordnet worden und am 15. d. Mts. in Triest zu Schiff gegangen. Wir hoffen, dass er unterdessen glücklich dort angelangt ist und erbitten ihm den göttlichen Segen für seine Wirksamkeit an der evangelischen Gemeinde und am Asyl.

Dem Jahresbericht des Lokalkomitees fügen wir noch eine Schilderung bei, die uns eine der am Asyl angestellten Diakonissen von der täglichen Arbeit der Schwestern an den Kranken in recht anschaulicher Weise gegeben hat. Wir hoffen mit dieser Veröffentlichung den Freunden des Werkes eine Freude zu bereiten und ihre Teilnahme an demselben zu stärken.

Berthelsdorf bei Herrnhut, im Oktober 1895.

Die Direktion der evang. Brüder-Unität.
H. Müller, Präses.

1.

Jahresbericht des Aussätzigen-Asyls für 1894, erstattet vom Lokalkomitee daselbst.

„Was wollt ihr mit eurem Aussätzigen-Asyl?“ Wenn diese Frage an uns evangelische Christen in Jerusalem gestellt würde und an die lieben Brüder ausserhalb des heiligen Landes, welche dieses Werk betreiben und unterstützen, welche Antwort wäre näher liegend und zutreffender als die: „Wir wollen thun, was der barmherzige Samariter that an dem Manne, den er halbtot an seinem Wege fand, wir wollen das Gebot unsers Herrn erfüllen: Gehe hin und thue desgleichen.“

Wer als Reisender auf kurze Zeit die Stätten besucht, da unser Heiland wandelte, nicht nur lehrend, sondern auch helfend und heilend, wo er endlich gar sterbend sein Haupt neigte um unsertwillen, dem tritt in den Krüppeln und Lahmen und Blinden und nicht zum wenigsten in den Aussätzigen, die auf den Strassen umherliegen und betteln, das Elend in einer so schreienden Weise entgegen, dass es nicht eines besonders hohen Grades von Christentum, nein nur eines menschlich fühlenden Herzens bedarf, um den Wunsch zu spüren, in irgend einer Weise mithelfen zu können an der Linderung dieses leiblichen und geistigen Elends.

Aber was kann der Einzelne dagegen thun? Eine kleine Kupfermünze genügt ja freilich, um den lästigen Bettler los zu werden, der einem nachschreit, wohl auch eine Strecke weit verfolgt und zudringlich am Ärmel zupft; wen das Wort Jacobi Kap. 2, v. 15 u. 16 nicht hindert, der mag es auch mit einem „Allah jatik“ (Gott gebe dir) probieren, er wird finden, dass der Bettler ihn sofort freilässt, als habe er die reichste Gabe empfangen. Aber was ist damit genützt? Und wenn einer Gold gäbe statt Kupfer, er würde sich doch fragen müssen: Hast du nicht vielleicht den Menschen nur tiefer in das Elend hineingestossen, ihn in seinem unseligen Bettel unterstützt, statt ihm herauszuhelfen? Und je eingehender jemand dieses Land und seine Leute kennte, um so mehr würde er geneigt sein, diese Frage zu bejahen. Aber vorüber-

gehen und gar nichts thun? „Wenn aber jemand dieser Welt Güter hat und siehet seinen Bruder darben und schliesst sein Herz vor ihm zu, wie bleibt die Liebe Gottes bei ihm?“

Von diesem Widerstreit bedrückt erwartete mich einmal ein Reisender nach dem Sonntagsgottesdienst vor der Kirchthür; „Herr Pastor,“ redete er mich an, „ich sehe so viel Elend hier, ich weiss nicht, wie ich helfen soll, nehmen Sie diese Gabe und verwenden Sie sie, wo es am nötigsten ist.“ Und damit überreichte er mir eine reiche Gabe, die ich dankend in Empfang nahm. Solche Fälle, die sich ja immer wieder in mannigfaltiger Weise wiederholen, beweisen schon ganz klar, dass es für uns Christen ein Bedürfnis ist, geeignete Einrichtungen zu haben, durch welche in der rechten Weise Barmherzigkeit geübt wird an Leib und Seele, Einrichtungen, an welchen dann der Einzelne sich nach seinen Kräften beteiligen kann. Es ist keine Frage: hätten wir evangelischen Christen nicht Anstalten in Jerusalem, um dem mannigfachen Elend zu steuern, hätten wir nicht unter anderem auch ein Aussätzigen-Asyl, wo diesen Armen die Möglichkeit geboten wird, ein menschenwürdiges Dasein zu führen, wir würden immer und immer wieder den Vorwurf hören müssen: Warum schliesst man sich nicht zusammen und thut gemeinsam etwas für diese armen Ausgestossenen? Die Liebe Christi dringet uns also, am eindringlichsten in der Stadt und in dem Land, welches uns auf Schritt und Tritt an das heilige Vorbild und die Liebesthat unsers Erlösers erinnert.

Dieser Pflicht möchte unser Aussätzigen-Asyl an seinem Teil genügen. Und es soll uns dabei nicht beirren, dass wir bis jetzt immer noch nicht ein Mittel wissen, den Aussatz zu heilen. Können wir den armen Kranken auch nicht wieder zur Gesundheit verhelfen, wir können sie doch pflegen, ihnen ihre Leiden erträglicher machen, sie mit Gottes Hilfe herausreissen aus der tierischen Stumpfheit und auf den einen rechten Arzt Leibes und der Seele hinweisen, den guten Hirten, der auch ihre verlorenen Seelen sucht und retten möchte. Ist das nicht tausendmal mehr als ein noch so reich bemessenes Almosen? — Es soll uns auch nicht beirren, dass die Mehrzahl der Aussätzigen dieses Landes die Wohlthat nicht achtet, die unsere Anstalt allen erweisen möchte, dass

so viele es vorziehen, ohne Pflege im Bettel leiblich und geistig zu verkommen, dass sogar immer wieder einmal der eine oder andere auch unser Asyl verlässt. Sollten wir darum auch an denen nicht mehr Barmherzigkeit üben, die Gott uns zuführt? Und wenn auch diese sich manchmal recht undankbar beweisen, hat nicht auch der Herr selbst nur von einem Einzigen Dank geerntet, als er ihrer zehn rein gemacht hatte? Ist der Jünger über seinen Meister? Es zeigt sich doch auch wieder an manchem, dass sie diese Wohlthat zu schätzen wissen: wie viele sind schon wiedergekommen, die in thörichtem Wahn und kindischem Eigensinn sich entfernt hatten! Wie viele haben sich lange Jahre hindurch bis an ihr Ende wohl gefühlt in unserem Asyl! Und wie bange wurde es im vergangenen Jahre den muhammedanischen Insassen, als die türkische Behörde einmal Miene machte uns zu verbieten, muhammedanische Aussätzige aufzunehmen! Und schliesslich kommt es ja in erster Linie nicht darauf an, dass wir Dank ernten und Erfolge mit Händen greifen können, sondern dass wir den Willen unsers Heilands thun und seinen Fusstapfen nachfolgen.

In dem Kreise derjenigen, welche sich innerhalb der Anstalt selbst der schweren Arbeit der Aussätzigen-Pflege unterziehen, ist eine Veränderung im vergangenen Jahre nicht eingetreten, dagegen hatten die beiden Verwaltungs-Instanzen, das Lokalkomitee in Jerusalem und die Unitäts-Direktion in Berthelsdorf, Personenwechsel durchzumachen: Im Sommer verliess Herr Johannes Frutiger Jerusalem, um nach Deutschland überzusiedeln und schied damit aus dem Lokalkomitee, dem er 2 Jahrzehnte als Kassierer mit viel Hingebung und Aufopferung gedient hatte, und im Herbst trat Herr Missionsdirektor G. Burkhardt aus dem Kreise der Unitäts-Direktion aus und die Leitung des Aussätzigen-Asyls, die ihm seit 1887 obgelegen hatte, ging in die Hände des Herrn Direktor Kölbing über. Der scheidende Herr Direktor Burkhardt war besonders eng mit dem Asyl verwachsen; er hatte im Jahre 1891 die Arbeit aus eigener Anschauung kennen gelernt während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts in Jerusalem, und wird gewiss auch innerlich mit dem Werk verbunden bleiben, dem er mit viel Eifer und Treue vorgestanden hat.

Der Herr wolle alle treue Arbeit reichlich lohnen und auch die Liebe segnen, welche der neue Leiter der Arbeit entgegenbringt!

In solchen Zeiten, wo alte bewährte Freunde und Leiter scheiden, wird es auch wieder besonders spürbar, wie segensreich es ist, wenn der Kampf gegen das Elend nicht nur von einzelnen Christen, sondern von organisierten Gemeinschaften geführt wird, an welche dann die einzelnen sich anschliessen können. So wird trotz des Wechsels der Personen die Arbeit in demselben Geist und Sinn und, wills Gott, auch mit demselben Segen weitergeführt, und es bleibt den lieben Freunden aller Orten die Gelegenheit, auch an den Aussätzigen des heiligen Landes jenen barmherzigen Samaritersinn zu bethätigen in der Weise wenigstens, welche der Herr am Schluss jener Erzählung rühmt mit den Worten: „Er zog heraus 2 Groschen und gab sie dem Wirt und sprach zu ihm: pflege sein, und so du etwas mehr wirst darthun, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme.“ Unser Aussätzigen-Asyl will die Herberge sein; seid ihr, lieben Freunde, die Samariter, welche die Hauseltern und die drei Diakonissen in den Stand setzen, die unglücklichen Kranken zu pflegen; es wird euch nicht unbelohnt bleiben!

Jerusalem, im Mai 1895.

Im Namen des Lokalkomitees.
C. Schlicht, Pastor.

2.

Schilderungen aus dem Leben und der Arbeit im Aussätzigen-Asyl.

Jeder Aussätzige, der Einlass begehrt, wird in unser Asyl aufgenommen. Im Verhältnis zu der grossen Schar von Aussätzigen, welche es in Palästina giebt, kommen aber doch nur sehr wenige zu uns. Sie lieben eben im allgemeinen ihr ungebundenes Bettelleben mehr als Ordnung und Reinlichkeit.

Auch wissen sie ebenso gut wie wir, dass trotz aller Pflege die böse Krankheit nicht geheilt werden kann. Und endlich fürchten sie sich nicht vor dem Tode, dem sie unrettbar entgegengehen. Die Muhammedaner sind ja völlig gewiss, dass sie als die wahren Gläubigen in das Paradies kommen; vollends für die Aussätzigen ist Allah immer voll Mitleid und Erbarmen. Warum sollen sie sich deshalb erst von den Christen auf das Leben im Jenseits vorbereiten lassen?

Ist die Anmeldung zum Eintritt in das Asyl bei der Leitung desselben geschehen, so muss sich der Kranke erst noch dem Arzte zeigen, damit dieser konstatieren kann, ob es sich wirklich um einen Aussätzigen handelt. Meistens findet diese Frage ihre schnelle Antwort, denn es kommt selten Jemand, bei dem die Krankheit nicht schon ganz bedeutend vorgeschritten wäre.

Eine gründliche Reinigung ist nun die erste Arbeit, die wir an den Neueintretenden verrichten. Die meisten unterziehen sich derselben auch gern und willig. Auch freuen sie sich über das reine Bett, das ihnen zugewiesen wird. Aber oft wissen sie gar nicht, wie sie sich hineinlegen sollen. Bisher schliefen sie auf ebener Erde, etwa auf einer Strohmatte und deckten sich mit schweren, oft recht schmutzigen Lumpen. Da ist ihnen ein europäisches Bett in einer Bettstelle völlig fremd und unbekannt geblieben. Auch scheint es ihnen zuerst fast schade, sich auf ein reines weisses Betttuch zu legen. Bald jedoch gewöhnen sie sich an den neuen Komfort und bleiben, um sich denselben recht zu nutze zu machen, die ersten Tage ganz zu Bett. Schmunzelnd und mit vielen Segenswünschen ziehen sie auch die reinen Anstaltskleider an, so dass man meinen möchte, man hätte es mit den dankbarsten Menschen der Welt zu thun. Das wäre aber ein grosser und leicht sehr schmerzlicher Irrtum. Bei den Arabern besonders darf man auf solche Dankbarkeitsbezeugungen nicht viel geben. Geht heute ihr Mund über von Lobreden und Segenswünschen, so haben sie morgen für das Gegenteil ebenso viel Worte, wenn nicht vielleicht noch einige mehr.

Unsere weitere Arbeit an den Kranken bietet eigentlich wenig Abwechselung und verläuft einen Tag so ziemlich wie den andern.

Früh um ½7 Uhr bringen wir den Kranken Thee und Brot und frühstücken dann selber in der gemeinsamen Küche. Br. Schubert hält uns einen deutschen und den Kranken einen arabischen Morgensegen. Dann nehme ich den Schlüssel zur Pumpe und rufe aus voller Kehle, damit Alle es hören: „Moje je Naas!" d. h. „Wasser, ihr Leute!" Da kommen dann alle die, welche gehen können und noch Hände haben zum Anfassen, und lassen sich von mir ihre arabischen Krüge füllen. Auch besorgen sie Wasser für die, welche nicht selber kommen können. — Dasselbe wiederholt sich übrigens Abends und im Sommer auch um die Mittagszeit. Den Rest des Tages bleibt die Pumpe verschlossen, damit unsere Kranken nicht selber daran gehen. Auch vorüberziehende Fellachen würden sich sonst die Sache zu nutze machen und sich bei uns, wie dies schon vorgekommen ist, ihre grossen Schläuche füllen.

Gott Lob haben wir noch nie an Wassermangel gelitten. Dennoch gilt es vorsichtig und haushälterisch mit dem edlen Nass umgehen, da wir doch nie wissen können, ob es im Winter genügend regnen und sich unsere Cisterne füllen wird.

Sind dann alle Kranken mit Wasser versorgt, so geht es an das Verbinden. Angethan mit Ärmelschürzen, welche das ganze Kleid bedecken, versammeln wir die Kranken um uns, entweder im Zimmer oder im Hausflur, welcher wegen des beständigen angenehmen Luftzuges sich besonders dazu eignet. Im Winter freilich bleiben die Kranken gern in der Nähe des Ofens, an dem sie sich manchmal grässlich verbrennen aus übergrossem Wärmebedürfnis. Das Verbinden dauert etwa 2 Stunden, je nach der Zahl und Beschaffenheit der Wunden.

Hierauf begeben sich alle Kranke, welche halbwegs gehen können, in den Garten und legen sich in die Sonne. Sie schwelgen in der Wärme und lassen sich braten, bis der Stand der Sonne ihnen zeigt, dass es Mittag ist. Mir kommt der Mittag immer zu früh, und ich frage mich erstaunt, wo die Zeit hin ist, wenn ich Schw. Schubert uns rufen höre. Sie teilt nämlich das Essen aus: Reis, Gemüse und Fleisch, und wir Schwestern bringen es den Kranken, die dann, ein Jedes mit seinem Teller, sich irgendwo hinhocken und teils mit Hilfe des Löffels, teils auch nach gewohnter Weise mit der blossen Hand ihr Mahl verzehren. Bei manchen, die noch ganze

Finger haben, sieht es gar nicht übel aus, wie sie kleine Reis- und Gemüsebälle formen und zum Munde führen. Das Fleisch lassen sie bis zuletzt, um den Genuss desselben möglichst auszudehnen.

Vor und nach den Mahlzeiten zu beten, will ihnen nicht recht in den Sinn. Als ich neulich eine Kranke dazu ermahnte, antwortete sie mir: „Ich kann nicht beten, die Smikna betet für mich!“ (ein Mädchen, welches lesen kann und auch Abends und Morgens auf den Knieen betet.)

Nachmittags kochen sich die Kranken oft auch selbst etwas ganz nach ihrem Geschmack. Da hört man oft rufen: „Sitt Gusta, ich möchte Pfeffer, Salz und Zwiebel!“, denn diese drei Dinge dürfen bei keiner arabischen Speise fehlen. —

Wir unsererseits verbringen den Nachmittag mit Ausbessern der Wäsche und der Kleider. Es giebt immer viel zu flicken, denn unsere Pfleglinge zerreissen unglaublich viel, und was sie nicht zerreissen, das verbrennen sie. Ein Mann ist besonders schlimm in dieser Beziehung. Er ist ein starker Raucher. Er hat zwar gar keine Finger mehr, und es ist mir immer rätselhaft, wie er mit seinen Stumpeln von Händen die Cigarette halten kann; aber rauchen muss er, und es muss deshalb auch ohne Finger sich machen lassen. Ja, er ist stolz darauf, dass er das leisten kann. — Einmal, als ich bei ihm vorüberging, beugte er tief demütig seinen Nacken und sagte: „Sitt Gusta, heut wirst du aber böse sein, wenn du etwas siehst!“ Ich sah nach; da hatte er sich nicht nur die Kleider, sondern auch die Glieder verbrannt. Ein grosses Stück seines Hemdes war weg und am Bein klaffte mir ein handgrosses Loch entgegen. Der Aussatz macht eben gefühllos. Nun war ein Funke auf seine Beinkleider geflogen und hatte gezündet. Der Kranke hatte nichts gefühlt und nichts gerochen. Auch sein Nachbar nicht; bis endlich ein Dritter den Rauch sah und ihn darauf aufmerksam machte. Die Folge war starkes Fieber, wobei der Verbrannte noch grob und ungeduldig wurde und durchaus nicht im Bett bleiben wollte, weil er eben im Bett nicht rauchen durfte.

Zum Abendessen bekommen die Kranken Brot und Früchte oder Eier, öfters auch eine Suppe. Nach demselben entspinnt

sich dann meist eine längere Unterhaltung mit ihnen. Sie erzählen sehr gern, und lassen sich ebenso gern von uns erzählen. Da kommen dann die stehenden Fragen, ob man reich oder arm sei, ob man Brüder und Schwestern habe, ob man sich zu verheiraten wünsche, und schliesslich der nach ihrer Meinung schönste Segenswunsch: Gott wolle Einem 10 bis 12 männliche Nachkommen schenken.

So verläuft mehr oder weniger ein Tag wie der andere im Verkehr mit unsern Kranken. Geht es dann mit einem derselben zu Ende, so muss er meist unbeschreiblich viel leiden. Der an die Krankheit von frühester Jugend her gewissermaassen gewöhnte Körper will sich nicht ergeben. Oft denkt man, der Kampf mit dem Tode sei zu Ende, aber er beginnt immer wieder von neuem. Ein schrecklicher Zustand!

Sobald aber der Kranke gestorben ist, so haben wir Schwestern nichts mehr mit ihm zu thun. Die Leichen werden von ihren Religionsgenossen bestattet.

Die Griechen wickeln ihre Toten in weissen Schirting, welcher unter den Füssen und über dem Kopf in Knoten zusammengebunden wird. Hierauf decken sie über ihn eine Mulldecke, auf welche das Kreuz und sämtliche Marterwerkzeuge aufgedruckt sind, legen ihn auf eine mit Gitter versehene Bahre, und endlich über das Ganze ein schwarzes Sammettuch mit Silberkreuzen. Trotz aller dieser Vorbereitungen sieht aber der Leichenzug durchaus nicht feierlich aus. Der Priester mit dem Weihrauchfass schreitet voran. Hinter ihm 2 Knaben in schwarzen Sammetgewändern, die, weil sie meist zu lang sind, unter den Armen aufgeschürzt werden. Von Schritthalten ist bei den 4 Trägern keine Rede. Sie laufen so schnell als möglich und wählen dabei den kürzesten Weg zum Grabe. Da, wo der Zionberg am steilsten ist, geht es hinauf, einerlei, ob Kopf oder Füsse des Verstorbenen vorn oder hinten sind. Mir ist dieses rasende Fortschaffen der Toten immer schauerlich.

Noch schauerlicher freilich sind die muhammedanischen Begräbnisse. Diesen gehen ceremonielle Waschungen voraus, bei denen immer viel gezankt werden muss, denn der Scheich,

welcher im Namen der Regierung die Bestattung mit allem, was damit zusammenhängt, besorgen muss und auch das dazu nötige Geld anvertraut bekommt, will einen Teil davon für sich behalten. Er schachert mit den Leichenwäschern und mit den Trägern, er verschwört sich bei allem, was ihm heilig, die Regierung habe ihm nicht mehr Geld gegeben, und erst nach vielem Schimpfen und Jauern geht es dann endlich an die eigentliche Bestattung. In Ermangelung einer Bahre wird eine Leiter genommen und der Tote mit einem Strick darauf festgebunden. Der Scheich liest dem Toten das muhammedanische Glaubensbekenntnis vor, welches auch auf dem Wege zum Grabe gemurmelt wird; und dann: „jella, jalla!" geht es fort zum Begräbnisplatz.

Einmal kam sogar der Scheich ganz allein und sagte, er hätte keine Träger bekommen können. Thatsächlich wollte er keine. Er meinte, unsere Kranken sollten ihrem Leidensgefährten umsonst den letzten Liebesdienst erweisen, nur damit er das Geld ungeteilt für sich behalten könnte. Aber unsere Kranken lieben auch das Geld. Sie thaten es nicht. Da band sich der Scheich Leiter und Leiche selbst auf den Rücken und schleppte seine Last alleine fort. Es war Winter und lag ein wenig Schnee. Der Scheich rutschte aus, schlug hin mit seiner Doppellast, krabbelte sich aber immer wieder auf und brachte schliesslich den Toten zu seiner Ruhestätte. — Seitdem hat er sich aber bei uns den Handel verscherzt. Ein Anderer musste an seiner Stelle kommen und machte seine Sache besser.

Im Grabe werden die Muhammedaner auf die Seite gelegt, damit sie bei der Auferstehung schnell auf den Beinen sind. Viele bekommen auch einen Krug Wasser neben sich gestellt. Die Armen bestattet man in Massengräbern, alten, in den Felsen ausgehauenen Grüften. Die Reichen lassen sich Gräber graben und Steine darauf setzen. Die Scheichs aber und die Heiligen bekommen über ihr Grab noch ein mit der Kuppel gekröntes Häuschen gebaut.

Das Totenklagen ist bei den Christen ebenso Sitte wie bei den Muhammedanern. Die Klageleute, meistens gemietete Weiber, gebärden sich dabei wie wahnsinnig. Sie schlagen und zerkratzen sich Gesicht und Brust, zerreissen ihre Kleider

und rufen den Toten mit den schmeichelhaftesten Namen. Aber nur dem männlichen Geschlecht wird geklagt. Bei Frauen wird nicht viel gemacht, höchstens dass reiche Araber sich einige Klageweiber mieten, die dann 8 Tage lang am Grabe sitzen müssen und heulen.

Bei uns starb einmal ein römisch-katholischer Jüngling. Seine Mutter kam, trotz des Wunsches des Sohnes, nicht gern ihn besuchen. Als sie nun eines Tages bei uns war, fragte sie mich: „Sitt, was denkst du über meinen Sohn, wird er sterben?“ — Ich antwortete: „Gott weiss es. Vielleicht stirbt er bald!“ Darauf sie erleichert: „Es ist auch am besten für ihn, wenn er stirbt!“ — Ich dachte bei mir das Gleiche und bat Gott darum.

Als der junge Mann nun endlich von seinem Leiden erlöst war und die Leute kamen, um ihn zu beerdigen, da eilte auch seine Mutter wie rasend herbei und schrie schon von weitem: „Wo ist mein Sohn? Wo ist mein Sohn?“ Vor der Thüre des Hauses angelangt, that sie drei Luftsprünge, zerriss ihr Kleid vom Hals bis zum Gürtel, schlug sich mit Fäusten auf die Brust, warf ihre Kopfbedeckung auf den Boden und fiel schliesslich selber wie tot zur Erde.

Das war alles in ein paar Augenblicken geschehen, so schnell, dass ich kaum folgen konnte; da riefen sämtliche Umstehende wie auf Kommando: „Sitt, bringe Wasser, die Frau liegt in Ohnmacht!“ Ich dachte bei mir und sagte auch ganz laut: „Die steht schon wieder auf“; ging aber doch und holte Wasser. Als ich zurückkehrte, sass sie schon wieder aufrecht und liess sich von ihren Verwandten trösten.

Mir kam die ganze Sache wie eine grosse Komödie vor, und ich fragte unsere Kranken: „Sagt, war der Schmerz der Frau auch wahr?“ Da lachten sie und sagten: „Nein, aber so müssen es eben die Frauen machen, sonst behaupten die anderen: du hast deinen Sohn nicht lieb gehabt. Wer nicht weinen kann, steckt sich ein Stück Zwiebel in die Nase und reibt sich die Augen mit Öl.“

40 Tage hindurch dürfen sich die Frauen weder waschen noch kämmen nach dem Tode ihres Mannes oder ihres Sohnes. Ausserdem wird das Gesicht und das ohnehin schon schmutzige

Kopftuch noch mit Russ geschwärzt. Wollte sie es dennoch versuchen, sich vor Ablauf der 40 Tage ein wenig zu reinigen, so würde es gleich bei den Nachbarinnen heissen: „Seht nur, die hat sich schon gewaschen. Die ist nicht traurig!“

Die Kleider dürfen sie — es ist unglaublich, aber wahr — unter einem ganzen Jahr nicht waschen. Man kann sich darnach vorstellen, wie die Frauen manchmal aussehen. Man brauchte sie nur an die Wand zu drücken und sie müssten ankleben.

Doch nun genug von Schmutz und Unreinlichkeit, von Unsitten und Unwahrheiten. Ich möchte statt dessen einige unsrer lieben Kranken vorstellen, und fange zu diesem Zweck an mit Chalil, einem Mann von gegen 50 Jahren, gebürtig aus Ramalla. Seit 1874 ist er in unserem Asyl. In den ersten Jahren seines Aufenthaltes hat er sich noch hier und da nützlich gemacht durch Gartenarbeit. Jetzt muss er an Krücken gehen, denn seine Füsse sind ganz verstümmelt. Von seinen Fingern besitzt er auch nur noch ein Stück Daumen. Er ist griechischer Religion, worauf er sich nicht wenig einbildet, wenn ihm auch von den Segnungen seiner Kirche nicht viel zu teil wird.

Da er schon 3 Hausväter im Asyl gehabt hat, so erzählt er mit grosser Vorliebe von den früheren und rühmt sie so geschickt, dass irgend etwas Gutes auch für ihn selber mitabfällt. Er behauptet z. B.: Br. Tappe habe ihm stets viel Geld gegeben. Das soll aber eine Ermahnung an uns sein, dem guten Beispiel des ersten Hausvaters zu folgen. — Besonders des Abends, wenn wir Schwestern die Runde machen, unterhält er sich gern noch mit uns. Selten sind es religiöse, sehr oft aber Tabaks- und Geldgeschäfte; oder er erzählt auch Selbsterlebtes, schneidet aber dabei so auf, dass ich ihm oft sagen muss: „Chalil, dein Mund ist jetzt wieder einmal gross!“

Im Betteln ist er unverschämt und dabei grob wie Bohnenstroh. Sobald er des Morgens Br. Schubert sieht, sagt er: „Chawarche!“ d. h. „Gieb mir Feuer oder eigentlich Tabak.“ — Das Bitten fällt ihm sehr schwer, ja scheint ihm fast unmöglich. Er sagt nur: „ich will“ oder „gieb mir“. —

Dabei ist er ein leidenschaftlicher Raucher, so dass er alles andere darüber vergisst, wenn er nur seinen Tabak bekommt, und wenn er nichts zu rauchen hat, geradezu unausstehlich wird, über alles schimpft und flucht.

Sein Verkauftsein an den Tabak thut mir wirklich leid, und ich habe schon oft versucht, ihn ein wenig frei zu machen. „Sieh Chalil," sagte ich ihm, „du behauptest immer, du fürchtest dich vor nichts; aber vor dem Tabak fürchtest du dich doch, denn das ist dein Herr, du bist sein Knecht. Du musst rauchen, wenn du auch nicht willst." Solche Worte gefallen ihm nicht. Manchmal wird er dann grob und antwortet: „Lass mich nur sein Knecht sein!" Ein andermal macht es ihm doch ein wenig Eindruck. So sagte er mir neulich: „Ich will jetzt einen ganzen Monat hindurch keinen Tabak mehr!" „Nein," erwiderte ich, „du musst nicht gleich auf einmal ganz aufhören wollen, sondern alle Tage nur weniger rauchen!" Er aber blieb fest: „Nein, ich will gar keinen mehr, denn du hast gesagt, es sei der Strick, womit ich zur Hölle gezogen würde, das will ich nicht!" Er wollte absolut keinen Tabak mehr. „Nun," sagte ich, „du bekommst einen Bischlik (50 Pf.), wenn du nicht rauchst!" — Wenige Tage später hörte ich aber schon, dass er sich vom Tagelöhner eine Cigarette erbettelt habe. Als ich ihn deshalb zur Rede stellte, erklärte er, er habe 14 Tage nicht geraucht, könne es aber jetzt nicht mehr aushalten. Für die 14 Tage Nichtrauchen wolle er aber die Hälfte des versprochenen Geldes haben. „Daraus wird nichts," gab ich ihm streng zur Antwort, „du hast übrigens öfter geraucht als nur einmal in den 15 Tagen."

Früher half er mir manchmal bei Schwerkranken und bei Sterbenden, und ich gab ihm für seine Gefälligkeiten hin und wieder ein kleines Trinkgeld. Jetzt kann und will er nicht mehr helfen, er fordert aber immer wieder ganz direkt: „Du hast mir lange nichts gegeben, gieb mir einen Bischlik!"

So macht er es auch, wenn er in die Stadt gehen will. Da fordert er auch nur. Seine kranken Glieder berücksichtigt er nicht. Wenn der Kopf will, so müssen die Füsse. Wenn er auch unzähligemal die Schuhe verliert und heftiges Fieber bekommt, er geht doch. Er schleicht sich heimlich davon und bettelt. Deshalb hat er auch immer Geld. Freilich, wenn

seine Brüder, die sich sonst gar nicht um ihn kümmern, merken, dass er wieder bei Mitteln ist, so kommen sie und nehmen es ihm ab. Einer ist besonders stark darin. Er wohnt in der Stadt, hat keine Kinder und kauft mit dem Bettelgeld seines kranken Bruders Kopfputz für seine Frau und dergleichen.

Voriges Jahr hatte Chalil beinahe 20 Franken zusammengespart. Da kam er eines Tages von der Stadt zurück und sagte: „Gieb mir mein Geld!“ (Ich hatte es nämlich in Verwahrung.)

„Was willst du damit machen?“

„Meinem Bruder geben.“

„Nein, da bekommst du es nicht.“

„Ich will es aber, gehört es denn dir?“

„Nein, aber dein Bruder soll es nicht kriegen. Du schimpfst dann doch nur, wenn es fort ist.“

Er liess aber nicht nach, bis ich es ihm gegeben hatte. — Einige Tage später kam es dann so allmählich heraus. Da rieb er sich erst mit seinen Stummelhänden verlegen die Augenbrauen fast aus dem Gesicht, ging wie die Katze um den heissen Brei herum, während ich that, als ob ich gar nichts merkte, und endlich kam er dann: „Aehmel ma etc.“ „sei so gut und gieb mir ein Päckchen Tabak, ich habe kein Geld mehr.“ Ich antwortete ihm: Keinen Para bekommst du von mir, und las ihm ordentlich die Leviten wegen seines Bruders. Da sagte er plötzlich: „Weisst du denn nicht, was der Messias sagt?“ Ich fragte: „Nun, was denn?“ — „Gieb dem, der dich bittet. Ich habe dich gebeten und du giebst mir nichts!“ „Jawohl, sagte ich, aber es kommt auch auf die Gabe an. Essen, Trinken und Kleider bekommst du, wenn du bittest; aber von Tabak hat der Messias nichts gesagt.“ Da brummte er dann noch ein Weilchen vor sich hin und liess mich einige Tage in Ruhe.

Trotz alledem habe ich Chalil sehr gern. Wenn er Fieber hat, will er immer sterben. Ich frage ihn dann: „Chalil, glaubst du, dass du in den Himmel kommst?“ „Ja, antwortet er, mein Herz sagt es mir!“ „Woran erkennst du das?“ frage ich ihn. Da antwortet er mit Entrüstung: „Weisst du denn nicht, dass ich ein Christ bin?“

Freilich seine Sündenerkenntnis ist noch sehr gering; aber ich merke doch, dass die Hausandachten, welche er besucht, nicht spurlos an ihm vorüber gehen. Der Herr aber wird ganz gewiss das Sehnen, frei zu werden in Gnaden, ansehen und sich des armen Kranken erbarmen. —

Nun noch ein kurzes Wort von Smikna, eine Frau aus Ramallah, ehemals griechischer Konfession, dann aber bei uns evangelisch geworden. Sie ist aufgeweckter Natur, kann lesen und spricht etwas deutsch. Für ihre Umgebung ist sie von gutem Einfluss, schon dadurch, dass sie ihre Gebete und Psalmen laut liest und vor ihrem Bett kniet. Sie schämt sich des Evangeliums von Christo nicht.

Neulich freilich ist sie doch einmal der Versuchung unterlegen und hat ihren Herrn verleugnet. Es war am Ramadansfest. Da ging sie mit den Muhammedanern in die Moschee, aus Neugierde, um der Feier zuzuschauen. Einer der Wächter erkannte sie aber und fragte sie: „Bist du nicht Christin?“ Weil sie sich nun vor Schlägen fürchtete, so antwortete sie kurzweg: „Nein!“ Als sie dann nach Hause kam, erzählte sie mir von ihrer Verleugnung und fügte hinzu, dass sie sich vor Scham und Verzweiflung hätte zur Mauer hinunterstürzen wollen. — Ich ermahnte sie, sich die Vergebung ihrer Sünde bei dem zu holen, den sie, wie einst Petrus um eines Knechtes willen, verleugnet habe. Sie nahm auch meine Ermahnung an und zeigte aufrichtige Busse.

Auch in ihrem äusseren Auftreten ist sie gerade das Gegenteil von Chalil. Sie hat etwas europäisches angenommen, versteht zu bitten und zu danken, ja redet uns sogar mit „Sie“ an, statt wie die anderen Kranken mit „Du“. Darauf bildet sie sich nun aber auch sehr viel ein und denkt, sie sei besser als die anderen, weshalb wir auch auf sie ganz besondere Rücksicht nehmen müssten. Weil sie sich sehr gern putzt, hat sie den Spitznamen „die Prinzess“ erhalten. Sie trägt ein Spitzenhalstüchlein und eine alte Mantille. Die Haare lässt sie entweder als Zopf langhängen, oder sie trägt sie hochgeknotet. Die Taille schnürt sie sich ganz eng und zupft immer am Kleid, damit keine Falten den Effekt verderben. Geht sie durch den Hof an den blankgeputzten Saal-

fenstern vorüber, so guckt sie lange hinein und bewundert ihr Bild.

Der alte Mensch ist noch recht lebendig und zeigt sich auch sehr naiv, wenngleich das neue Leben aus Gott auch im Herzen still sich entfaltet. —

Da ist endlich noch Gabriel, ein Jüngling von ungefähr 20 Jahren. Sein Vater ist schon lange gestorben. Die Mutter aber ist etwas geistesschwach und Gabriel scheint etwas davon geerbt zu haben. Er teilt das Zimmer mit einem Schwarzen und mit einem Muhammedaner; und letzterer versteht es sehr gut, mit Gabriel umzugehen. Dieser ist ein grosser Bastler. Früher machte er beständig Fussbänke. Da standen denn überall Gabriels Bänke schiefbeinig und krumm, und ich hatte immer nur wegzuräumen und zu verbrennen. Dadurch machte ich aber unsern Gabriel ganz traurig, denn mit jeder Fussbank, die in den Ofen wanderte, ging ein Stück von seinem Herzen.

Später machte er arabische Holzschuhe. Dann auch Papierdrachen, die ihm aber oft fortflogen, weil er sie ans Haus anband, so dass er dann Stunden lang im Feld herumirren musste, um die Flüchtlinge zu suchen. Jetzt ist er endlich darauf verfallen, eine Art Holzknarre zu verfertigen, um Lärm oder wie er meint Musik (Fantasia) zu Ehren des Messias zu machen. Besonders in der Charwoche ist er unermüdlich, diese Holzknarren in Bewegung zu erhalten.

Dazu hat er sich, wie er sich ausdrückt, „seine Kirche“ gebaut, in welcher er täglich Gottesdienst hält. Diese Kirche besteht nämlich in grossen Kartons, die er, reich mit allen möglichen Bildern beklebt, an die Wände des Zimmers aufgehängt hat. Eine andere Wand ist mit Holzkreuzen in allen Grössen und mit Blechsternen geschmückt. Alle Abend brennt nun Gabriel 12 Kerzen an und betet und singt, dass Einem der Kopf tönt. Oft versichert er uns, dass er für uns alle bete zum Messias und zur Mutter Gottes. (Er ist nämlich römisch-katholisch). Schwester Hermine bekam Kopfweh in den ersten Tagen ihres Hierseins von dem Gesang oder vielmehr Gebrüll Gabriels, der wohl 100mal ein und dasselbe Wort schreit.

Doch nun genug für diesmal. Mein Bericht gleicht etwas den Bilderkartons des braven Gabriel. Möchte er dazu dienen, die Freunde unseres Aussätzigen-Asyls wieder etwas mehr mit demselben und seinen Bewohnern bekannt zu machen.

Ausflug nach Hebron.

Das war eine Freude für unsere Kranken, Krüppel, Lahmen und Blinden, als sie hörten, es würde ein Ausflug zu Wagen mit ihnen gemacht. Alle Tage fragten sie: „Wann werden wir fahren?“ Die meisten unter ihnen hatten wohl noch nie in ihrem Leben auf einem Wagen gesessen. Br. Schubert bestellte 2 Pilgerwagen, d. h. einfache Brettwagen mit 2 Bänken zu beiden Seiten. — Am Vorabend des Aufbruchs wurde Brot, Fleisch und Gurken eingepackt. Auch für uns mussten wir Proviant mitnehmen, da wir 2 Tage unterwegs zu sein gedachten. — Für die Halbblinden gaben wir Schutzbrillen, für Andere alte Schirme und alte Korkhüte. Ein malerisches Bild!

Früh $^1/_2$7 Uhr kamen die Wagen und unsere Lazarusse mussten einsteigen. Mit dem strahlendsten Gesicht trug ein Jedes seine Decke, Flasche und Schüsselchen herzu und unter der schönsten arabischen Fantasia fuhren wir ab. Du hättest nur die braunen und schwarzen Gesichter sehen sollen, wie sie sich freuten. Ein Halbblinder guckte direkt in die Sonne und lachte. Als ich um seine Augen besorgt war, sagte er: „Ich bin so vergnügt. Es ist schön so.“

Br. Schubert ritt zu Pferd voran als unser Herold. Schw. Schubert mit ihrem Töchterchen, Schwester Hermine und ich samt noch einer Frau hatten einen Wagen für uns.

Auf halbem Weg nach Hebron machten wir Halt und assen zu Mittag. Und um 2 Uhr gelangten wir an das Ziel unserer Reise. Die Leute starrten uns an und wussten garnicht, was sie aus uns machen sollten. Endlich riefen sie: „Es sind Russen!“, was unseren Kranken viel Spass machte. Unsere Leute lagerten sich unter schattigen Olivenbäumen in der Nähe einer Quelle, und richteten sich ein für die Nacht. Von der Hitze und dem Wagengerumpel waren sie sehr müde.

Sie erholten sich indessen sehr bald und machten sich ihr Abendessen zurecht, indem sie Fleisch auf Kohlenfeuer brieten, was ihnen, wie sie wiederholt versicherten, sehr gut schmeckte. Wir übernachteten im russischen Hospiz. Am nächsten Morgen kamen auch unsere Kranken sich die Stadt ansehen, und gegen 1 Uhr fuhren wir wieder ab, um abends um 7 Uhr wieder zu Hause anzukommen.

Auf dem ganzen Rückweg aber sangen unsere Kranken ununterbrochen, wie sie sagen: „sie machten Fantasia.“ Und noch lange nachher erzählten sie sich davon, wie schön es gewesen sei. Ihre Dankbarkeit fand Ausdruck in unaufhörlichen Segenswünschen, wobei sie uns immer einzeln mit Namen nannten.

Sie hatten doch wieder einmal etwas fürs Gemüt gehabt, die Armen. Wir freuten uns von Herzen für sie und mit ihnen. —

Schwester **A. E.**



Druck von Fr. Lindenbein in Herrnhut.